

Ein weites Feld verliert seine Bedeutung.

Ein nachträglicher Deutungsversuch.

von Richard Jilka

In schnellebiger Zeit verliert ein Gegenstand unsere Aufmerksamkeit, verfliegt unsere flüchtig erregte Aufregung über ein Thema, wenn es aus den Schlagzeilen verschwindet, von den Medien nicht mehr erwähnt und gehandelt wird, dann gilt ein Thema landläufig als abgeschlossen, als abgelegt in den Archiven, wo es in Frieden ruht, als wäre es nicht gewesen. Vom Gegenteil will Günter Grass uns mit seinem letzten Buch » Ein weites Feld « überzeugen. Die jüngst verflossenen zweihundert Jahre deutscher Geschichte sind in der Erinnerung seiner Protagonisten gegenwärtig, prägen deren Selbstbewußtsein, bestimmen ihren persönlichen Ort im Geschehen und ihren abenteuernden Blick in die Welt. Fonty/Wuttke und Tallhover/Hoftaller erklären sich die alltäglichen Ereignisse der druckfrischen Vergangenheit aus der Fülle des davor Vergangenen. Aus der Sicht dieser alternden Herren, die beide obendrein zwei Leben hinter sich, auf dem Rücken oder doch im Kopfe haben, ist Vergangenes nicht verschwunden, sondern die alten Vergangenheiten kehren in jedem neuen Zeitgeschehen wieder, wiederholen sich ausweglos - wie im Teufelskreis - aufs Neue. In der Weltanschauung der beiden antagonistischen Protagonisten bleiben die geschichtsmächtigen Kräfte unterm zeitgemäßen Gewande ewig die gleichen, nur äußere Erscheinungsformen wandeln sich. Sinnbildlich, nicht ohne Witz und gehörige Provokation wird die Vision von der ewigen Wiederkehr des Gleichen am Beispiel des kreisenden Paternosters im Reichsluftfahrtministerium, später Haus der Ministerien der DDR, später Treuhandanstalt erzählt. Im unaufhörlichen auf und ab der Kabinen tauchen dort nacheinander Hermann Göring, Walter Ulbricht, Erich Honecker und Detlev Karsten Rohwedder in ihrer jeweils eigentümlichen Montur auf- und wieder ab; am Ende besteigt gar eine Frau - Birgit Breuel - das Karussell und nimmt die Zügel in die Hand. Kontinuität und Wandel? Doch leider taugt dies Bild nur für annähernd sechzig der zweihundert Jahre. Außerdem gehören diese rotierenden Persönlichkeiten durchwegs zur zweiten Garnitur, die maßgeblichen politischen Führer Hitler, Stalin, Breschnew ja selbst unser Kanzler besteigen dieses unsichere Gefährt nicht.

Der Autor eröffnet uns einen interessanten Blickwinkel wiedereinander neu: das Denken in historischen Analogien. Diese Perspektive verbindet den verführerischen Reiz des Wiederentdeckens, des sich Wiederfindens mit der verlockenden Gefahr grundsätzlicher Vereinfachungen und Irrtümer. Der an Analogien geschulte Blick eröffnet weite Horizonte, indem er alles sich ihm Bietende miteinander verknüpft. Andererseits bleibt der Blickwinkel eigentümlich verengt, weil nach altbekannten Mustern gesucht wird, ohne neu erscheinende Formen sehen zu wollen. Eine solche Weltanschauung ist grundsätzlich dem Neuen gegenüber skeptisch und will es nicht wahr haben. Vieles spricht für solch eine skeptische Haltung, denn das Neue ist doch nie ganz neu. Geschichtliche Erscheinungen entwickeln sich aus Vorherigem, dabei geht das Vorher nicht völlig verloren, sondern bleibt im Gegenwärtigen mehr oder weniger verborgen präsent.

Aus dem von Grass so umfangreich und ausführlich wie ein Vermächtnis eröffneten Blickwinkel sieht man in den beiden vergangenen Jahrhunderten deutscher Geschichte - denn um deutsche Geschichte geht es dem Autor - nur beklagenswerte Kontinuitäten. Die Chancen zu tiefgreifenden Um- und Einbrüchen, zur Revolution gelten als

mit systematischer Regelmäßigkeit versäumt. Als Grund für all die verpaßten Gelegenheiten möchte man beinahe bösen Willen annehmen, den bösen Willen Tallhovers/Hoftallers und seiner namenlosen Auftraggeber und Hintermänner. Hören wir hier wieder das Klagelied der deutschen Linken seit eh und je? Ob diese Klage berechtigt ist, wage ich nicht zu entscheiden - was ist die Wirklichkeit von Vergangenen anderes, als die verschiedensten Erinnerungen, die in- und miteinander verwoben sind, ohne eine einheitliche, stimmig zusammenhängende Geschichte ergeben zu können? Auch für den Autor gestaltet sich die Sache so einfach nicht. Auch der Schatten, das Negativbild, der ewige Gegenspieler Tallhover/Hoftaller entwickelt im Verlauf der Plaudereien seine sympathischen Seiten. Wenn es Tallhover/Hoftaller ausnahmsweise einmal nicht gelingen sollte, Fonty/Wuttke durch ausschweifende und nachtragende Überredung vor Abwegen zu bewahren und auf der gerade aktuellen Linie zu halten, droht er zwar mit penetranten und drastischen Maßnahmen, aber seine reale Macht scheint doch ziemlich fiktiv. Der Mann der staatlichen Ordnung übt seine Gewalt nicht bloß um der nackten Macht willen, sondern aus wirklich empfundener Sorge um seinen Schutzbefohlenen. Er erscheint nicht bloß als Widersacher, sondern auch als notwendiges Gegenstück und Korrektiv des Intellektuellen Fonty/Wuttke und seiner notorischen Neigung zu Ehebruch, Unordnung und Anarchie. Vielleicht hat der Dichter zuviel gewollt und geträumt, wenn auch mit Fug und Recht, aus guten Gründen geträumt und gewollt, und erfährt bei seinem Geschäft am Mann der Ordnung und Macht seine notwendigen Grenzen. Ebenso haben Ordnung und Macht im erfindenden Träumen der Dichter und anderen Menschen ihre Grenzen. Die beiden Alten verbindet mehr als bloß ein dienstlicher Auftrag oder tief verwurzelte Gegensätzlichkeit: sie sind gemeinsam und unauflöslich in die selbe Geschichte verstrickt und aufeinander verwiesen. Die beiden Antagonisten ergänzen einander beinahe wie die unter Lesern altvertrauten Figuren Mephisto und Faust. Die Prinzipien Ordnung und Macht auseinanderzudividieren oder gar mit dem Geist und der Freiheit in Eins zu setzen, gelingt nur in der Dichtung. Ohne solche Gegensätze wäre die Geschichte und damit das Leben wirklich am Ende. Doch weder Macht noch Geist konnten und können ihre weitgesteckten Pläne und Ziele verwirklichen, sondern schauen von ihren gegensätzlichen Standpunkten aus der gerade anliegenden Gegenwart auf eine Serie verpaßter und verpatzter Gelegenheiten zurück; so hält redlich plauderndes Alter seine Rückschau. Und! verbirgt sich nicht hinter ihrem andauernden tagespolitischen Genörgel unverwüstlicher Lebensoptimismus? jenes große Ja, ohne das es im Dasein nicht auszuhalten wäre? Mehr noch! es scheint sogar, als habe der vereinsamte, schließlich an den Rand gedrängte, dank der resolut jungen Französin abgehängte Tallhover/Hoftaller eine umfangreichere Verlustliste vorzuweisen als sein Gegenstück Fonty/Wuttke, der wenigstens im Zwielfichte der Bekanntheit wandelt, einiges Ansehen, ja sogar etwas Liebe genießt und endlich wieder in die Pilze gehen kann. - Aber so weit sind wir noch lange nicht.

Angesichts der allgemeingültigen Dimensionen und Ansprüche des Werkes stellt sich die Frage, warum auf so weitem Feld so kleinlich wiederkauend die Enge deutscher Geschichtlichkeit beschrieben wird? - Nun, jeder Mensch kommt nun mal nur aus einer Geschichte, die er seine eigene nennen und in der er so zuhause sein kann, daß er sich so gründlich in ihren Ecken und Winkeln auskennt wie die drei Alten - Wuttke, Hofaller, Grass - und einige Archivare. Für die solchermaßen durch Leben, Wissen, Träume und Enttäuschungen in die Nationalgeschichte verwobenen Geister ist der Ausstieg aus ihr kaum möglich; Wuttkes Fluchtversuche scheitern regelmäßig, so

lange ihn Hoftaller an sich selbst erinnert und droht, gegebenenfalls mit in die Fremde zu reisen. Nationalgeschichte: das ist ein vielschichtiger Begriff. In Europa gelten die Nationalgeschichten, in deren Kategorien wir uns immer wieder als befangen erweisen, seit einigen Jahrhunderten als die bedeutendsten der möglichen Geschichten, die sich Menschen voneinander erzählen. In deutschen Landen steht das Thema Nation und Nationalstaat - die "Deutsche Frage" - seit nun bald zweihundert Jahren auf der politischen Tagesordnung. Das ist ein weites Feld. Das war auch Zeit genug, um sich gedanklich daran gewöhnt zu haben, in der Nationalgeschichte den maßgeblichen Rahmen unübersehbar mit- und ineinander verwobener Geschichten von Gruppen und einzelnen Menschen, den Hintergrund für das eigene bescheidene Vor- und Zurückkommen zu sehen. Um uns solche Verstrickungen und Befangenheiten nahezubringen und verständlichzumachen, breitet Grass ein Gestrüpp von Reden, Erzählungen und an Geheimwissen grenzende Hintergrundinformationen, die in den Erinnerungen der drei Alten lebendig geblieben sind, kleinlich und mit aller sachlich gebotenen Wiederholung vor uns aus.

Bei der Erzählung seiner historisierenden Collagen bemüht sich Grass um einen heiteren Plauderton, den er in den Schriften Theodor Fontanes vorgeformt zu sehen glaubt. Er ahmt nach. - Auch das ein Vorwurf der Kritik. - Doch die Nachahmung unerschütterlicher Heiterkeit angesichts der ewigen Wiederkehr der gleichen Dummheiten will nicht so recht gelingen, wie bei dem älteren Meister. Die Verbitterung des Autors ist durch seine Bemühungen um heitere Distanz hindurchzuhören. Grass entfaltet keinen verbindenden, versöhnenden Humor, sein scharfer, z.T. sarkastischer Witz trennt, an ihm spalten sich die Geister. Dies ist kein Vorwurf, denn wie sollte es anders sein. Dem Autor des 20. Jahrhunderts war es nicht vergönnt in einer »kommoden Diktatur« zu leben, die auf weitestgehend rechtsstaatlichen Gleisen ihrer eigenen Auflösung entgegen ging und auf diesem gemächlichen Weg die Hoffnung in sich bergen konnte, nach reichlich vergangener Zeit in der Zukunft Besseres erwarten zu lassen. Diese Zukunft liegt bereits hinter uns. Nun ist es redlicher Weise nicht mehr möglich, von der menschlichen Geschichte zu erzählen, daß sie in Zukunft zu Besserem führe. Mit Grassens Buch haben wir Prosa des späten 20. Jahrhunderts vor uns, eines Jahrhunderts, das die vorherigen in jeder Beziehung an Brutalität weit überbietet und humorvolle Humanität, die alte Menschlichkeit, unter derb rationalistischen Spielregeln in Vergessenheit geraten läßt, obwohl und vielleicht gerade weil so viel von dieser »Menschlichkeit« geredet wird. Wem es am Ende unseres Jahrhunderts dennoch vergönnt sein sollte, der geht nicht bloß heiter, sondern unweigerlich auch verbittert in die Pilze. Der Humor Fontanes und einiger seiner Zeitgenossen ist im Verschwinden begriffen, worüber uns Grassens Buch belehrt; und dies nicht nur durch die humorlose Weise, in der es aufgenommen wurde.

Auch die Kunst der Plauderei und die ihr entsprechenden Ohren sterben aus. Unweigerlich ausufernde Plaudereien sind nicht medienzeitgemäß. Wenn sie beginnen, ahnt man selten, wohin sie am Ende führen, unter Umständen sprengen sie den Rahmen der gerade üblichen moralischen Korrektheiten, sie sind juristisch anfechtbar und halten einer wissenschaftlichen Überprüfung selten stand. Obendrein wird ein Zuhörer gefordert, der ebenfalls Bescheid weiß und eine eigene Haltung zum Dargebotenen hat, damit nur hier und da so obenhin, beinahe willkürlich und scheinbar wie es gerade so kommt, auf verschiedene Aspekte verwiesen werden muß, die nur flüchtig anzuklingen brauchen, um eine bestimmte Perspektive,

einen neuen Aspekt zur Sprache zu bringen und zu erhellen. Dabei geht es weniger um zielgerichtete Handlungsanweisungen oder » Wahrheit «, sondern vielmehr um Orientierung gewährende Selbstvergewisserung in der Beziehung, die sich zwischen den auf Parkbänken, in Küchen oder Archiven Plaudernden entspinnt. In der Plauderei gibt sich der Plauderer selbst zum besten, stellt sich zur Diskussion, wird deshalb schmerzlich anfechtbar, wie es Fonty/Wuttke in seinen zwei Leben oft widerfuhr und nun auch Grassens geschieht. In zeitgemäßen Medien – wozu Grassens Buch nicht gehört – verlieren solche Erzählungen ihre gewichtige Bedeutung. Soll eine Rede Gehör finden, muß sie auf ein oder zwei Sätze zurückgeschnitten werden, von denen es heißt, es seien » Kernsätze «, die für wert befunden werden, neben anderen » Kernsätzen « in Lautsprechern und Monitoren flüchtige Verbreitung zu finden. Die Redner selbst produzieren belanglosen Redestoff um ihre beiden » Kernsätze « herum, von denen sie hoffen, daß ihnen flüchtige Verbreitung beschieden sein wird. Auch in den zahllosen Talk Shows entspinnt sich keine Plauderei, sondern bloß Small Talk, denn Zeit ist bekanntlich Geld. Im vorgespielten Plaudertone werden » Kernsätze « aufbereitet, die oberflächlich kurz und unmittelbar allgemeinverständlich zu sein haben, damit sich bloß kein Mißverständnis einschleicht – wie humorlos – und das Geld sich amortisiert. Obwohl und weil wir wie niemals vorher von Wörtern umbraust, beinahe überall aus Lautsprechern und Monitoren beredet werden, schwindet der Raum für aus- und übergreifende Plaudereien. In der endlosen Flut von Nachrichten und Meldungen ist ein zusammenfassender und verbindender Überblick nicht möglich. Auf der Datenautobahn gehen die Bedeutungen verloren, denn es bleibt keine Zeit für die Konstruktion übergreifender Zusammenhänge, die uns etwas bedeuten könnten. Die Handhabung und Verarbeitung der wahllos anbrandenden Datenflut zerstückelter Informationen ist eine Technik, die günstigen Falls kurzfristige Orientierung ermöglicht, jedoch keine sinnstiftende Lebensbewältigung gewährt, wie sie sich zwischen plaudernd Verbündeten ereignet, indem einzelne Nachrichten so aufeinander bezogen und miteinander verbunden werden, daß sich eine sinnvolle Erzählung, eine Geschichte ergibt. In eilender Zeit ist die beziehungs- und sinnstiftende Erzählung ein besonders schwieriges Geschäft. Um es in der Flut der Fakten zu einer verbindenden Geschichte zu bringen, verlangt die Erzählung von ihren Hörern einen gemeinsamen Fundus, eine gemeinsame Welt, braucht die Plauderei Ruhe- und Aussichtspunkte – Muße – : das stört den reibungslosen Fluß der Datenverarbeitung. Grassens Wiederbelebungsversuch fontanschen Plaudertons findet gegenwärtig kaum ein geduldiges, im Zuhören geübtes und kundiges Ohr.

Personen erhellen sich weniger aus ihren Handlungen, sondern geben sich durch ihre Plaudereien zu erkennen; so oder ähnlich lehrt Theodor Fontane. Auf weitem Felde wird das Mosaik facettenreicher Personen – u.a. Fonty/Wuttke/Grass – entworfen, die versuchen, sich in den Widersprüchen ihrer Zeiten zurechtzufinden. Es ist das alte Thema vom Künstler oder Intellektuellen in seiner nörgelnd unzufriedenen Auseinandersetzung mit dem immer unzulänglichen Dasein. Diesem Entwurf fehlt – wie es am Ende der Moderne kaum anders sein kann – jede Form der Transzendenz. Wenn man von der Wiedergeburtssparabel absieht, erschöpft sich die Thematik in historisch-politischen und familiär-persönlichen Fragestellungen, weshalb ihr tiefere Bedeutung mangelt und der Ausweg nur in die Pilze führen kann; so ist es redlich am Ende der Moderne. Die vorgelegte Großcollage von Plaudereien über Details der deutschen Geschichte oder vertrackte Familienbeziehungen wirkt auf den unvor-

eingenommenen Leser verwirrend und unübersichtlich. Die Verwirrung wird gesteigert, indem die beplauderten Personen, Namen, Orte, Daten oder Zusammenhänge oft nur so obenhin erwähnt werden, denn die Rede wendet sich an Mitwisser. Manchmal ist kaum zu erkennen, aus welchem Jahrhundert, von welchem Leben gerade erzählt wird – auch das ist Absicht, hat Methode. Solche Unübersichtlichkeit wird dem Romancier von der eifernden Kritik unter dem Verdikt

» unleserlich « zum Vorwurf gemacht. Man erhoffte sich von unserem Dichturfürsten eine leicht lesbare Geschichte, eine Gegenwartsbeschreibung, die ihre Zeit mit ein paar Kernsätzen faßlich auf einen handlichen Begriff bring und ward arg getäuscht. Doch auch hierin ist das Buch redlich. Überschaubarkeit ist gegenwärtig nicht zu haben, die vorgelegte Darstellungsweise ist thematisch und sachlich geboten. Eine einfach komponierte, schlüssig und übersichtlich aufgebaut Erzählung würde unsere Situation nicht künstlerisch gesteigert ausdrücken, sondern verschleiern. Der unübersichtliche Aufbau verweist auf eine zentrale Aussage: Rat- und Hilflosigkeit vor der eigenen Geschichte.

Das Buch ist zwar für die Gegenwart berechnet, aber doch auch für Zukünftige geschrieben, denen rückblickend, mit umfangreichem historisch-kritischem Anmerkungsapparat ausgerüstet, ein Urteil von einiger Dauer zukommen mag. Ob und in welchem Umfang das Werk in Gegenwart oder Zukunft gelesen werden wird, ob es Bedeutung hat, ist ebensowenig abzusehen, wie die Frage nicht zu entscheiden ist, ob es mißraten sei, wie wiederholt und nachdrücklich zu hören war. Was war nicht alles von der ersten eiligen Kritik unter dem Verdikt » verplapperter Thesenroman « oder » unleserlich « Nachteiliges, ja sogar Hämisches und Böswilliges zu hören. Manchmal schien es, als sei das Buch gar nicht gelesen, sondern bloß einmal angeblättert worden, um sich ein Skandalon herauszupicken und etwas Furore damit zu machen. Das ist kein angemessener Umgang mit Dichterworten. Solche Ver- und Aburteilungen versperren den Ausblick. Das Geörgel der kritischen Stimmen war zahlreich und wenn man nicht dafür bezahlt wird, kann man nicht alle Zeitungskommentare lesen, es verdürbe die Augen und den Charakter. Aber vielleicht ist doch schon, indem das voreilige Mediengeklingel verhallt, eine erste Zeit da, dem Autor und seinem Buch versuchsweise etwas Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, d.h. sein Werk – die Frucht von Monaten und Jahren, wenn nicht gar eines Lebens – wohlwollend, um Verständnis bemüht, und, was eiligen Lesern allzeit ein Greuel bleibt, ohne den Text auf den Punkt zu bringen, zu überdenken. Einem frühen Auslegungsversuch dieses Textes, der immerhin ein weites Feld umschreibt, kann es nur darum gehen, einige Aspekte und Stilblüten, Positionen, Arabesken und künstlerische Verknüpfungen anzusprechen, um den Blick nicht durch voreilige Urteile zu verstellen. Deshalb soll hier – trotz der Gefahr langer Weile – eine Auswahl mißbilligender Auslegungen, von denen zu hören war, vorgestellt werden, um ein Licht auf die allgemeine Humorlosigkeit zu werfen.

Schon die Konzeption der beiden Hauptfiguren erregte Befremden. Sie seien undeutlich gezeichnet, man könne sie kaum voneinander unterscheiden, eigentlich seien beide nur eine Person. Das ist schon beinahe richtig bemerkt. Als wenn nicht Fleisch so doch Text gewordener Widerstreit von Geist und Macht sind die Beiden unlöslich aufeinander bezogen wie ein Tag-und-Nachtschatten; und dennoch sind die beiden antagonistischen Protagonisten mit ihren vier Biographien deutlich voneinander unterschieden. Voreilig war zu hören, die Beiden würden auf Turnschuhen durch ein Berlin laufen, daß nicht zu erkennen sei. Beides ist falsch. Jeder Leser weiß

doch, daß Fonty/Wuttke Schnür- und Tallhover/Hoftaller Schnallenschuhe trägt. Beide gehören nicht zur gealterten Turnschuhgeneration, sondern kommen von vorher. Eben deshalb erkennt man auf ihren Stadtrundgängen nur wenig vom gegenwärtigen Berlin mit seinen Gyrosbuden, Großbaustellen und Polenmärkten. Bei der Nennung einschlägiger Gebäude und Straßennamen, die alter Regel gemäß akkurat zu sein hat, geht es nicht um die Beschreibung eines flüchtigen Jetzt, sondern um die zeitlose Gegenwart von Vergangenen. Zwar tauchen im Tiergarten Türkenfamilien als zeitgemäßes Ambiente auf, aber bei solcher Beschreibung geht es dem Autor um den Park Fontanes und den Haubentaucher, der wiederholt eine Lösung für Lebensproblem vormacht. – Wem die Thematik des Romans nicht gefällt, der hätte einen anderen schreiben oder doch lesen sollen.

Mißfallen erregte das völlige Fehlen einer packenden Handlung – wie bei Fontane –, die Figuren hocken herum, sei es in langweiligen Imbißstuben oder auf einem ominösen Sofa im ehemaligen Reichsluftfahrtministerium, und plaudern nörgelnd. Später werden weitere plaudernde Figuren eingeführt, dann werden auch Briefe vorgelegt – Fontane war ein großer Briefschreiber, sowas ist durch ein » Handy « nicht zu ersetzen –, und die von unruhigen Lesern ersehnte Handlung kommt beinahe zum Erliegen. Das ist doch eine treffende Darstellung unseres Lebens! Seien wir doch nicht gekränkt oder vorwurfsvoll sondern ehrlich: wer von uns handelt denn noch? Die meisten von uns erfüllen im Alltag doch eine Funktion, diese dürfen sie solange erfüllen, wie sie den an sie gestellten Erwartungen gerecht werden, also solange sie eben nicht persönlich handeln. Nicht Handlungen und Taten sondern Sprache und Text sind die beinahe einzig verbliebenen Ausdrucksmöglichkeiten der menschlichen Persönlichkeit. In Wuttke glaubt man » in ehrwürdiger Gestalt Preußens Tugenden zu begegnen « (S. 734) Mit Rede und Gegenrede malt Grass seine Protagonisten, ein rechts und ein links Konservative im endlosen Selbstgespräch. Niemand wollte sich mit ihnen identifizieren. Das Problem solcher Identifikation kann spezifisch westdeutsch sein, wo man in den leistungsorientierten Alltagsmühen schon einiges vergessen hat und immer mehr vergißt. Aber Fonty/Wuttke kommt von drüben, er ist ein Mitläufer, wie so viele, beinahe alle in der deutschen Geschichte und die Meisten in der jüngst vergangenen DDR. Dort bietet sich ein nicht zu unterschätzendes Identifikationspotential für die so Betroffenen, die namenlose Menge der menschlich gemüthlichen Mitwisser und Mitläufer, die in ihrer jeweiligen Zeit so oder so mitmachten, um sich in einer gewissen Deckung durchzuschlagen und ihr Ich nicht ganz und gar an die Mächte der Zeit zu verlieren. Das Klischee von Opfer/Täter, vom passiv Erleidenden/aktiv Handelnden erweist sich im Allgemeinen als zu grob und unzulänglich, um verlebte Zeiten zu begreifen. Die handlichen Gegensätze vereinigen sich in den Menschen zu einem unentwirrbaren Komplex, jeder gestaltet und erleidet die gemeinsame Geschichte. Ja, Grass hat Tiefen und Untiefen, die man auf den ersten Blick nicht ahnt. Sein Fonty/Wuttke hat es faustdick hinter den Ohren, auch Tallhover/Hoftaller ist nicht ohne, obwohl er mehr im Verborgenen wirkt.

Der Mitläufer Fonty/Wuttke sucht sich sein entschuldigendes Vorbild in Theodor Fontane, der seinerzeit auch nicht mit wehenden Fahnen die Opposition anführte – was ihm überhaupt nicht gelegen hätte –. Beide sind » Menschen die gelernt haben, sich in jedem System loyal zu verhalten. « (S. 173) Beide wollen ja zu ihrer Zeit leben und müssen ihr Brot erwerben, draus konstruiert Grass seine Parallelen und Analogien durch die Jahrhunderte. Fonty/Wuttke läuft im Dritten Reich so mit, seine Aufsätze und

Vorträge halten sich in den Grenzen des Erlaubten, sie sind sogar beliebt, weil neben Schlachten- und Kriegsbeschreibungen vaterländisch heimatliches zu seinen Themenkreisen gehört. Wegen seinen Schreibereien erfreut er sich einer bevorzugten Behandlung und wird aus dem eigentlichen Kriegsgeschehen glücklich herausgehalten. Dabei erlaubt er sich einige Bonmots persönlicher Freiheit, die den dummen Nazis nicht auffallen, und unterstützt dadurch eher zufällig die französische Résistance. In der DDR geht es ihm nicht viel anders. Er drängt sich zwar nicht an führende Stellen, lehnt die Mitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften letztlich ab, aber seine Vorträge - das vaterländisch heimatliche wird mit einigen neuen, völkisch-proletarischen Akzenten versehen - halten sich dank hilfreicher Korrekturen der Zensur im Rahmen des Zulässigen. Er wird so beliebt, daß er aus dem eigentlichen DDR-Leben, der Produktionsschlacht, herausgehalten wird. Als IM Fonty - der Stasi pflegte an seine Mitarbeiter dergleichen sprechende Namen zu vergeben - gewährt er seinem treu sorgenden Führungsoffizier bedenkenlos Einblick in alle ihm zugängliche Akten. Das war halt so, es war normal. Irgendwie, weil alle Belesenen in Opposition zum dummen DDR-Regime stehen, findet er Anhang und Rückhalt in der Bürgerbewegung. Diese Bürgerbewegung der Belesenen konnte zwar die Revolution beginnen, aber nicht vollenden, denn bekanntlich liebt das Volk ja nicht. Auch in der neuen Bundesrepublik scheint Fonty/Wuttke zunächst als PR-Mann, auf den er ja von Grund auf gelernt hat, bald einen ruhigen Posten im Windschatten der Ereignisse gefunden zu haben. Der IM und sein Führungsoffizier bilden eine fragile Seilschaft und versuchen, sich nach altgewohntem Muster durch die neue Zeit hindurchzuschlagen. Doch irgendwas funktioniert nicht mehr wie früher. Wegen Beliebtheit, gnadenhalber, weil man zum Inventar gehört, mit allem so schön vertraut und formal Linientreu ist, behält man hier keinen Arbeitsplatz. Nicht mehr jeder wird gebraucht. Der IM und sein Führungsoffizier, der Intellektuelle und sein Spitzel geraten in eine tiefe Sinnkrise, bekommen Depressionen, werden krank, spielen mit dem Gedanken an Selbstmord und kommen sich gegenseitig menschlich näher. Sie sitzen im gleichen Boot, welche Metapher ja auch ausführlich beschrieben wird. Beide sind übriggebliebene Relikte einer vergangenen Zeit.

Auch Tallhover/Hoftaller, » die Erinnerung in Person «, der Jongleur der Macht, dessen Großprojekte allesamt gescheitert sind, weiß die Ereignisse nicht mehr zu lenken. Sein letztes Großprojekt, die Verostung des Westens scheitert. Seine reale Macht schien immer recht fiktiv, er wirkte hauptsächlich durch Überredung oder den andgedrohten Rückgriff auf geheimes Hintergrundwissen, daß in der liberalen Informationsgesellschaft entwertet ist. Er beaufsichtigte seinen Schützling nicht nur, um Ruhe und Ordnung zu erhalten oder aus reinem Willen zur Macht, sondern auch aus ehrlich empfundener Sorge um diesen Menschen. - Die DDR war eine Erziehungsdiktatur, die ihre Bürger nicht unterdrücken, sondern auf den rechten Weg führen wollte. - Nun werden die Beiden, die ein verschworenes, auf einander verwiesenes Kollektiv im Zentrum des Geschehen bildeten, an den Rand und auseinander gedrängt. Ihre originäre Betätigungsfelder werden bedeutungslos, ihr Gegenüber löst sich auf, sie sind nur noch halbe Menschen und geraten in die im Westen längst vertraute Sinnkrise. Da Beide erst spät und im Alter, beinahe Übergangslos von einem Tag auf den anderen von der Sinnkrise erwischt werden, sind sie doppelt hart getroffen, werden sie zur Auswanderung getrieben; ohne Mauer ist Republikflucht für Jedermann möglich. Aber es gibt kein konkretes Wohin mehr. Den Ostdeutschen ist mit der Vereinigung die Utopie abhanden gekommen.

Wie tiefgreifend dieser Verlust ist, läßt sich im Westen, wo bloß eins von vielen möglichen Feindbildern verschwunden ist, nicht nachempfinden. Deshalb zeigt man sich am Rhein schnell beleidigt, wenn die Segnungen, die die Bundesrepublik über die verlorenen Stämme des Ostens gebracht hat, von ihnen nicht gewürdigt werden. - Wird die Aktualität der Figuren, ihre spezifisch ostdeutsche Befindlichkeit, schnell veralten? Ist das Buch eine Momentaufnahme im Untergang?

Besonderes Aufsehen erregte die als ungerecht empfundene, bittere Schelte der Arbeit der Treuhandanstalt, die Grass mit allen möglichen und unmöglichen Anspielungen - so z.B. dem Vergleich mit jener Treuhand, die das konfisziert jüdische Vermögen im Dritten Reich verwaltete - untermalt. Es fehlt auch nicht der abgegriffene Scherz, wonach eine Treuhandanstalt immer alles andere als eine treue Hand sei. Da gellt gegen Ende der Ruf : » Die Treuhand brennt! « wie ein befreiender Aufschrei. Kommt nun die richtige Revolution? Wird nun auch die Normannenstraße abgefackelt? Tallhoyer/Hoftaller, der immer alle Fäden in der Hand hat, ist von seinem Sitz am Notausgang verschwunden. Nein, nur der uralte Paternoster hat etwas Feuer gefangen. Der Dichter fühlt sich verdächtig, weil er wiederum zu weit gedacht hat. Er schmeichelt sich immer noch mit der Vorstellung, seine Reden könnten die Wirklichkeit verändern. - Dem Autor fliegen die Analogien zu, wie sie sich gerade ergeben und in sein Konzept passen. Auch wenn man seine Vergleiche nicht wahrhaben will, sie auch nicht unbedingt wahr sind, so enthalten sie doch immer etwas von dem, was man Wahrheit nennt. Muß der Dichter denn gerecht sein? Kann seine Gerechtigkeit nicht gerade darin bestehen, daß er sich ausschließlich der Opfer annimmt, ohne dabei den Blick vom leitenden Schreibtisch herab über das Große und Ganze gehörig zu würdigen?

Anstoß erregte auch das Bild vom Paternoster in dem großen Berliner Verwaltungskomplex, der ironischer Weise vom Bombenkrieg verschont blieb und folglich seit den 30er Jahren von allen Regimen genutzt wurde. Im Auf und Ab des Aufzugs folgen Gewalthaber und leitende Verwaltungsbeamte einander, als seien sie bei wechselnden Monturen unterschiedslos vom gleichen Schlage. Das Bild vom Paternoster ist tatsächlich eine humorvolle, eine verfängliche Analogie, die der Autor eben sieht, die ihm auf der Zunge liegt. Solche Analogien zu denken, ist in unserer Zeit der veröffentlichten moralischen Korrektheit beinahe verboten, geschweige denn davon zu schreiben. Glücklicher Weise unterliegen Dichter, die ja keine Politiker sind, solchen Geboten nicht. Weder Fonty noch Wuttke oder Grass hielten sich gedanklich ausschließlich innerhalb der vorgegebenen Grenzen ihrer Zeitläufte. Von jeher bestand ihre Aufgabe darin, über Gedankengrenzen hinwegzuhüpfen und neue Verbindungen versuchsweise vorzudenken.

Den amtierenden Kanzler, dessen Namen nicht erwähnt wird, muß Grass nicht mögen müssen. Er bezeichnet ihn wiederholt und mit Absicht als » regierende Masse «. Dieses Wort wurde, weil es mehrere wenig schmeichelhafte Interpretationen zuläßt, nicht nur als ungerecht, sondern als beleidigend empfunden. Aber ruft es nicht die Assoziation der großen, fülligen, kompakten und machtvollen Kanzlergestalt treffend hervor? Ruft der Kanzler nicht gerne den Eindruck in sich ruhender Unbeweglichkeit hervor, die schon oft fälschlich als » aussitzen « bezeichnet wurde. Bei ihm fühlt man sich sicher vor plötzlichen und unüberlegten Entschlüssen. Und repräsentiert dieser Kanzler nicht tatsächlich angemessen die Masse unserer Bevölkerung? Verspricht der volkstümliche Dicke nicht das,

was die Meisten von Herzen wünschen, daß es immer weiter so geht, weiter so Deutschland. Gegen dieses Programm versucht Grass ver-bissen anzuschreiben.

Eine an Legasthenie grenzende Leseschwäche wird in dem Skandalon deutlich, das behauptet, eine Kernthese Grassens besage, daß auch im gegenwärtigen Deutschland, in unserer Bundesrepublik, kein Platz für Juden sei. Als Beleg für diesen Deutungsversuch kann nicht Fonty/Wuttke herhalten, der ist Brandenburger, Preuße, Protestant, er kokettiert stolz mit hugenottisch französischer Abstammung. Es kann nur der liebe und gute Professor Freundlich gemeint sein, der jüdischer Abstammung ist und als Vorzeigeopfer des Faschismus in der Ex-DDR eine linientreue Universitätskarriere gemacht hat. Unter den neuen Verhältnissen wird er wie alle seiner Kollegen einer Prüfung, der » Evaluierung « (Auswahl, Auslese) unterzogen, da man aus Kostengründen unmöglich die Masse der DDR Dozenten und Professoren in den öffentlichen Dienst übernehmen wollte. Wie viele seiner Kollegen wurde er als zu leicht befunden, um auch dem neuen Staat weiter dienen zu dürfen. Dies stürzte ihn in eine Sinnkrise und er wählte den Freitod, wie auch einige andere seiner Kollegen. Das ist traurig. Aber da auch Professor Freundlich, wie unsere beiden Protagonisten, zwei Leben durchgemacht hat und den gedanklichen Kategorien vergangener Jahrhunderte nicht zu entkommen vermag, sieht er die Gründe für seine gescheiterte Wiedereinstellung in den Universitäts- und Staatsdienst weniger in seiner plötzlich inopportun gewordenen politischen Biographie und seiner den neuen Ansprüchen nicht genügende Qualifikation, sondern erklärt sich sein berufliches Scheitern durch sein Judentum. Mit solchen Erklärungsmustern steht er nicht alleine. Auch Markus Wolf gefiel sich darin, öffentlich bekannt zu geben, daß man in ihm weniger den Chef des DDR-Auslandsgeheimdiensts anklage und vor Gericht stelle - also » Siegerjustiz « übe -, sondern in ihm den Juden verurteile - also die Staatsanwaltschaft antisemitisch motiviert sei.

Da war das Wort von der » kommoden Diktatur « (S.324). Es empörte die Gemüter, sie lasen ihre Ängste hinein und glaubten, Grass würde die DDR nachträglich entschuldigen. Als seien die DDR-Zeiten in » dieser Welt der Mängel « eine immer noch behagliche Lösung gewesen, vergleichbar der bürgerlichen Welt der Kaiserzeit, der guten alten Zeit. Aber an dieser Textstelle kommt doch nicht die Meinung des Schriftstellers als » statement « zum Ausdruck. Hier wird ein Zitat Fontanes vorgelegt, das Wuttke zu seiner Frau sagt, als er über die Vorhaltungen und das Verhalten seines Sohnes, eines Verlegers aus dem Wuppertal, empört ist. Er möchte seine Vergangenheit im Nachhinein nicht ganz und gar entwertet sehen und wehrt sich aus Groll gegen solche Besserwissis, indem er in schiefer Analogie - wie so oft und seinem Naturell gemäß - das Alte verteidigt. Man hat eben nicht von früh bis spät gelitten und sich wie im KZ gefühlt, sagt seine Frau. (S: 327) Wie oft müssen wir nicht im Nachhinein hören, wenn wir die Elbe ostwärts überschreiten: so schlecht sei das alles gar nicht gewesen. Diese Textstelle ist also kein provozierendes oder empörendes Zitat, sondern die treffende Charakterisierung einer Stimmungslage.

Ähnlich verhält es sich mit Wuttkes Rede im Oktober 1989, als er vor der übereilten Vereinigung der beiden deutschen Staaten warnt, weil Einheit und Freiheit - das Versprechen des Kanzlers, oben-drein blühende Landschaften - in Deutschland nie gemeinsam verwirklicht würden. Entspricht dieser Satz nicht einem unter DDR-Intellektuellen 1989 weit verbreiteten Bemühen um einen dritten Weg,

wollten nicht viele von ihnen die Parteidiktatur brechen, um danach doch noch einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz zu versuchen? Wer erinnert sich noch, wer will noch erinnert werden an die zaghaften Stimmen, die sich im Oktober 1989 jenseits der Mauer erstmals in der freien Rede übten, als die sterbende Propaganda noch lärmte, staatstreue Betriebskampfgruppen stünden bereit, um mit den Unruhestiftern aufzuräumen. Auch hier beschreibt Grass die Situation treffend, so ähnlich wurde damals gesprochen. Die Rede ist für Fonty/Wuttke typisch: bloß nicht zu weit vorpreschen. Er ist » untauglich für schnelle Anschlüsse; das gilt auf Bahnhöfen wie in der Politik. « (S. 326) Solche Zitate verlieren jede Bedeutung, wenn man sie aus dem Kontext herausnimmt, um etwas Furore zu machen.

Zur Beruhigung sei gesagt, Grass läßt keinen Zweifel daran, daß er die Niedertracht der DDR-Diktatur gesehen hat. So läßt er Fonty/Wuttke den herrlichen Satz sagen: » Soll ich etwa vor diesem Kant, der nur zufällig so ehrenhaft heißt, katzbuckeln? « (S. 225) Im Vorsitzenden des DDR Schriftstellerverbandes vereinigt sich Literat und Spitzel in einer Person, die von Staats wegen ihre eigenen Leute auf Linie hält und bewacht. In der Warteschlange beim historischen Geldumtausch hört man das zeitgemäße Genörgel, da werden die typischen Ängste eines wiederholt inflationsgeschädigten Volkes laut, durch den Umtausch betrogen und halbiert zu werden. Aber als Fonty/Wuttke sein » Blechgeld « gegen echte Zahlungsmittel eingetauscht hat, da fühlte er » sich reich und nur zum geringeren Teil halbiert. Er hatte es eilig, « denn er fühlt sich frei wie im » Märchen «, nun könnte er wenn er wollte in irgendwelche Traumländer entweichen, um verpaßtes Leben nachzuholen. Die Reise scheitert nicht am Geld oder repressiven Gesetzen. Nein, mit und ohne Mauer ist die Flucht » aus der real existierenden Unsterblichkeit « (S. 479) nicht möglich. Der Ausstieg aus der Verantwortung und der eigenen Geschichte, wird durch die fleischgewordene Erinnerung vereitelt, die dem Flüchtenden, personifiziert durch Tallhover/Hoftaller, auf den Fersen bleibt. Die Flucht scheitert, obwohl eine von Fonty/Wuttkes Devisen lautet: » Liebesgeschichten läuft man am besten davon ... « (S.343)

» Viel Feind viel Ehr « gilt für Piraten wie Autoren gleichermaßen. Jeder ordentliche » Verriß « kann in einer offenen Gesellschaft die Auflage steigern. Freundschaftliche Lesungen auf dem Prenzlauer Berg tragen zur Würdigung des Buches nur wenig bei. Da kam dann Stefan Haym aus » Solidarität « und Vorwitz, um einen » verfolgten « West-Autor zu sehen. Walter Jens gab die Parole aus: » Bücher auf den Tisch «, und schlug vor, sich bei der Lektüre viel Zeit zu lassen. Umfangreiche Nachschlagewerke – Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte in vier Bänden? – die gesammelten Werke von Theodor Fontane und sogar Friedrich Nietzsche sollen das Verständnis der Lektüre ermöglichen. Das wird nicht gelingen. Grass plaudert nicht über gesicherte historische Informationen, die sich in Handbüchern nachschlagen lassen, er schreibt weder chronologisch gegliedert noch mit Quellenangaben, abgesehen von der Parabel von der ewigen Wiederkehr des Gleichen bezieht er sich gar nicht auf Nietzsche. Grass plaudert für Liebhaber, die sich ihr Hintergrundwissen über Jahre hinweg bereits angelesen haben und nicht erst aus Bibliotheken zusammensuchen müssen.

Sicherlich malt Grass auch dumpfe Klischees, die jedoch zu unserer Gegenwart gehören. So die Germanistikstudentin, die nur Sekundärliteratur liest. Oder Wuttkes Tochter, das gewesene FDJ-Mädel, die zum Katholizismus konvertiert und an Stelle ihrer früheren Fahnen

und Medaillen einen Hausaltar mit Madonna aufstellt. Aber beschreiben nicht Wendungen wie: » Wir werden bloß noch bezahlt, damit wir uns überflüssig machen « - so platt solche Scherze auch sind - eine Zeitstimmung östlich der Elbe, an die man sich vielleicht in wenigen Jahren kaum noch erinnern wird und die hier, wie manches Andere, das uns banal erscheint, für Zukünftige festgehalten und aufgeschrieben wird? Manchmal erreichen seine Satzcollagen das Niveau der Sprücheklopferei an Stammtischen. Wahrscheinlich will der Autor doch von einem breiteren Publikum gelesen werden und versucht allgemeinverständlich zu reden, so von Du zu Du. Da hört man Sprüche wie: » Niemand siegt ungestraft. ... Deutsche Einheit ist immer die Einheit der Raffkes und Schofelinskis. « (S. 411); oder: » Tausend Schnäppchen und mehr « und » lauter Schrumpfermanen « (S.410) kochen mit Wasser. Natürlich sind Agenten wie Tallhover oder Hoftaller für die Maueröffnung verantwortlich, sie haben wiedereinander aus dem Geheimen heraus Geschichte gemacht. » War unser Plan lange schon «, weil: » auf die Russen kein Verlaß mehr ... Nur noch Glasnost und Perestroika ... doch ohne Sowjetmacht im Rücken ... « (S.409). Da wird völlig am Ziel vorbeigeschossen, wenn es in Analogie zum Geist der Freiheitskriege heißt: » der Geist unserer Tage «, » der Sieg über den Kommunismus « habe » den Kapitalismus tollwütig gemacht. « (S.647f) Der Kapitalismus leidet unter einer einmaligen Strukturkrise, die selbst der Kanzler nicht mehr schönzureden vermag. Er zeigt sich weniger Tollwütig als planlos und verzagt auf der Suche nach einem weiteren Jährchen Wachstum, das immer schwerer zu finden ist. Solche Sprücheklopferei wird mit einigem Recht als Aus- und Abgleiten empfunden, sie fördert eher das Mißverständnis. Aber mit solchen Sprüchen wird auch eine weitverbreitete Befindlichkeiten in den Gerüchteküchen unserer Tage registriert und beschrieben. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Autor auch hier das Zeitgeschehen nicht objektiv kommentiert, sondern eine Zeitströmung, einen Aspekt der damaligen Gegenwart treffend reden läßt.

Diese Gegenwart ist nur die gerade vorliegende Oberfläche einer verästelten Geschichte. Um seine Personen in ihren zweihundert Jahren zu beschreiben, komponiert Grass ihre Charaktere aus einer schwer zu entschlüsselnde Masse von Namen und Bezeichnungen, die den meisten Zeitgenossen längst unbekannt geworden sind. Bismarck, der Berliner Tiergarten und die Normannenstraße mögen noch als allgemein bekannt voraussetzen sein. Aber wer verbindet noch etwas mit der Prinz Albrecht Straße, oder weiß mit der » Kreuzzeitung « und der » Vossischen « etwas anzufangen, hat von der Regierung Manteufel gehört oder kennt Einzelheiten aus der 1848er Revolution, wer hat gar eine Ahnung von den die deutsche Geschichte durchziehenden Literatenfedern, den endlosen Intrigen der Intellektuellen, wer weiß wer was wann warum und gegen wen geschrieben hat? Wer ahnt denn noch, was der große » Kladderadatsch « für Bebel bedeutete, wenn er nicht bereits diesen Namen nachschlagen muß. Da wird in zeittraffenden Verkürzungen Altväter Unrat aufgetürmt, der längst vergessen schien, und dessen Kenntnis dennoch für das Verständnis der vorgestellten Figuren unerläßlich ist. Mit kleinsten Details werden feinste politische Nuancen beschrieben: welche Zeitung hat wer wann am liebsten gelesen? Das ist aussagekräftig, doch versteht es niemand mehr. Die langatmig Schilderung von Wuttkes Wohnung ist in jeder Kleinigkeit bezeichnend, die zeitgemäße Imitation Fontanes ist perfekt. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: nicht nur um es seinem Vorbild nachzutun muß Fonty/Wuttke das Gemälde der Schlacht von Groß Görtschen überm Sofa hängen haben und nicht etwa ein Bild vom Übergang der II. Schlesischen Armee unter Blücher über den Rhein bei Kaub oder gar

eines von der Schlacht bei Waterloo. Nein, nur dieses Bild trifft die geistige Position Fonty/Wuttkes. Bei Groß Görtschen war am 2. Mai 1813 noch alles in der Schwebe, dort wurde noch der Freiheitskrieg und kein Angriffskrieg geführt, noch lebten die Versprechungen des Völkerfrühlings, dort kämpften Preußen und Russen gemeinsam, weshalb diese Schlacht auch in der DDR gefeiert wurde und als der Beginn der deutsch-sowjetischen Waffenbrüderschaft - auch so eine durch und durch schiefe Analogie - galt. Und obendrein: Napoleon hat vor Leipzig noch einmal gesiegt. - - Endlos könnten die Erklärungen zu einzelnen Worten und Begriffen sein, die Grass in seinem monumentalen Mosaik aufeinander türmt; der Anmerkungsapparat könnte leicht an Seitenzahl das Buch um ein vielfaches übersteigen. Und immer wieder umfangreiche Zitate aus dem Werk Fontanes, Figuren aus seinen Romanen werden wie allgemein bekannte Persönlichkeiten behandelt, immer wieder die arme Effi; wir werden sie glatt einmal lesen müssen; wegen der Details. - Und wo bleibt gegenwärtige Jugend? oder Zukunft? sollte sie bereits im Vergangenen beschlossen liegen? Leute unter dreißig, mit weniger als 15 Lesejahren auf dem Rücken, werden von diesem Buch kaum angesprochen werden. Grass, der » Linke «, wendet sich fachsimpelnd an Mitwisser, Eingeweihte, Liebhaber und Kollegen; Elite darf man ja nicht sagen, obwohl der Begriff hier eher am Platze ist, als sonst irgendwo. Seltsam ist es, daß Marcel Reich Ranicki sich von der plaudernden Fachsimpelei nicht angesprochen fühlt, sondern er, der » Konservative «, von einem Text leichte Lesbarkeit und allgemeine Verständlichkeit verlangt und dem » Linken « vorhält, so wenig volkstümlich zu schreiben. Haben sich die Fronten verkehrt, oder steckt dahinter Methode?

Hinter der vielseitigen Dichterschelte steht zu einem guten Teil die getäuschte Erwartung, daß Grass - unser Dichterkönig - in einem Gegenwartseroman unsere Zeit mit einigen handlichen Begriffen allgemeinverständlich ausdrücken und auf den Punkt bringen würde. Wenn es ihm nicht gelingt, wem sollte es sonst gelingen können? Man hoffte auf eine leicht lesbare und repräsentativen Erzählung über die deutsche Vereinigung und ihre Folgelasten, in der man sich und seinen Alltag wiederfinden könnte und ward arg getäuscht. Statt dessen wurde man mit den Händeln eines beinahe vergessenen Dichterkönigs aus der Mark Brandenburg und seiner verwirrender Wiederholung in der durchschnittlichen Existenz - wiewohl Wuttke es auch faustdick hinter den Ohren hat - eines bereits ziemlich verlebten Kriegsberichterstatters, Vortragsreisenden und Aktenboten belastet. Wer sich über den Alltag und seine menschlichen Konflikte während der » Wende « informieren möchte, wird Erich Loest » Nikoleikirche « lesen müssen, wahrscheinlich erfährt er dort mehr als bei Grass. Obwohl auch Stimmungen und Gemütslagen aus der Zeit des DDR-Zusammenbruchs und die Gegensätze zwischen Ossi und Wessi zu seinen Themenbereichen gehören, so beschreibt Grass doch ein weiteres Feld, schreibt es sich vom Herzen und versucht Gehör zu finden.

Zweihundert Jahre setzt Grass uns da vor, in Ausschnitten und Collagen zerstückelt wie ein zersprungenes Mosaik, dessen Splittern die monologisierenden Figuren keinen neuen Zusammenhalt geben. Zweihundert Jahre: das ist ein mächtiger Zeitraum, das ist fürwahr ein weites Feld. - Und so viel ist es doch auch wieder nicht. Der Alte Meister und erste Dichterkönig Goethe verlangte, man müsse an die 3.000 Jahre überblicken, um sich hienieden leidlich zurechtzufinden; doch war dies am Beginn der letzten Zweihundert, als die Wiederkehr noch gewisser erschien. Für unsereins, die Laien aus dem Volke, sind diese Zweihundert schon mehr als genug. Wir Ge-

schichtsdilettanten, die wir doch beinahe alle sind, wenn wir nicht beruflich oder gar beamtet - von Staatswegen gleichsam - am Selbstgespräch der Fachliteratur teilhaben, können den hinter uns liegende Wust von Daten Fakten Hintergründen gar nicht erinnern, geschweige denn in einen leidlich geordneten Zusammenhang pressen, über den sich so obenhin plaudern ließe. Nicht jeder hat zwei Leben auf dem Rücken oder im Kopf. Es steht zu befürchten - oder zu hoffen? -, daß diejenigen, die die verflissenen zweihundert Jahre überblicken und darin Wurzeln oder Selbstbewußtsein finden können, immer weniger werden und schließlich von der Bühne verschwinden. Dann ständen wir tatsächlich an einem Ende von Geschichte und Geschichte; ein Weites Feld verlöre seine Bedeutungen. Auch dies ist ein Thema des Werkes: Kann Vergessen wünschenswert sein? kann es in schnelllebiger Zeit überhaupt vermieden werden? sicherlich kann es - nicht nur für Deutsche, andere Völker sind darin weitaus geschickter - als befreiend empfunden werden: endlich raus aus der schmerzlichen Wiederholung und hinein in die Zeitlosigkeit südlicher Sonne. Millionen proben die Kurzflucht in ihrem Urlaub. Immer wieder versprechen Religionen und ihre Erben, die Ideologien, dieses raus aus der Geschichte und hinein in ein schmerzfrei harmonisches Ende; Tod, Betrug oder Dichtertraum.

In diesen zweihundert Jahren geht es um Politik, ein garstig Feld. Gustave Flaubert, der französische Romancier des 19. Jahrhunderts, hatte die Maxime verbreitet, in einem Roman sei Politik ebenso unangebracht wie ein Revolverschuß in der Oper; vielleicht läßt sich im 20. Jahrhundert nicht darauf verzichten. Politische Romane blieben selten. Gabriel García Márquez gelang es vor einigen Jahrzehnten in seinen » Hundert Jahren Einsamkeit « politisches Hickhack aus alltäglicher Kleinlichkeit auf epische Höhe zu erheben. James Fenimore Cooper hat außer mit seinem » Lederstrumpf « auch mit dem dreibändigen Romanzyklus » Bilder aus der amerikanischen Vergangenheit « versucht, die politische Geschichte seines Landes von der ersten Landnahme bis hin zu den sozialen Konflikten seiner Zeit auf etwa 1.800 Seiten zu beschreiben. Der längst vergessene Heinrich Albert Oppermann versuchte die politischen Wechselfälle seiner engeren Heimat Hannover - eines verschwundenen Königreichs - mit den Mitteln des Romans darzustellen. Seine » Hundert Jahre - 1770-1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen «, Leipzig: Brockhaus 1871 umfassen in neun Bänden annähernd 3.000 Seiten. Grass faßt seine Plaudereien vergleichsweise kurz. Aber » wann wäre je die Kurz- oder Langweiligkeit einer Geschichte abhängig gewesen von dem Raum und der Zeit, die sie in Anspruch nahm? « Im » Handumdrehen « wird man auch mit dieser Geschichte nicht fertig werden. Bücher beanspruchen nuneinmal reichlich Zeit, Lebenszeit, ob es sich dabei um verlorene- oder wiedergefundene Zeit handelt, läßt sich, wenn überhaupt, erst am Ende wissen. Sicherlich ist es schön, wenn ein Buch verschlungen wird, aber die leichte Lesbarkeit und unmittelbare Allgemeinverständlichkeit sagt wenig über seine Güte oder Bedeutung. So ist der » Ulysses « des James Joyce schwer genug zu lesen, und wer wird, nachdem er sich durch ihn hindurchgequält hat, auch noch » Finnegans Wake « anblättern? Dennoch ist der » Ulysses « nicht nur ein Schlüsselwerk der Literaturgeschichte, sondern auch mit dem jährlich in Dublin als Straßenfest gefeierten » Blumday « volkstümlich geworden. Könnte nicht, was dem Dubliner Anzeigenverkäufer Blum geschehen ist, auch dem Berliner Aktenboten Wuttke widerfahren? - Nein, Berlin ist nicht Dublin, die Deutschen sind keine Iren, wir feiern unsere Dichtung nicht, geben ihr keinen Platz im Leben; da sei Hoftaller vor.

» Ein weites Feld « ist weder eine quellengestützte historische Gesamtdarstellung noch ein Handbuch für Kabarettisten. Obwohl wesentliche Aspekte unserer Zeitläufte darin schillernd zur Sprache kommen, scheint Grassens Buch unzeitgemäß zu sein. Humor, Flaudeereien, die sowohl Muße als auch Kenntnisse erfordern, geschichtlicher Überblick und entsprechende Identifikationen, ja sogar die Nationalstaaten selbst scheinen in Auflösung, im Verschwinden begriffen zu sein. Dergleichen Luxusartikel des 19. Jahrhunderts wirken wie Ballast im rationalistisch verbissen und tierisch ernst betriebenen Konkurrenzkampf global entfesselter Netzwerke; an deren als unumstößlich vorgestellten Notwendigkeiten kein Dichterraum soll rühren dürfen. Wie gut ist es, umstellt von globaler Weltverbesserei, wieder erinnert zu werden, daß es auch anders gehen könnte, und sei es in die Pilze. Seine kurz- oder langfristige Unzeitgemäßheit sollte nicht gegen das jüngst vorgelegte Werk sprechen, obwohl sie selbstredend auch nicht zwangsläufig für seine überzeitliche Dauer spricht. Ein von einem der bedeutendsten deutschen Gegenwartsautoren vorgelegtes Buch solchen Umfangs, sogar gehörigen Gewichts, daß hinter seinem beachtlichen Anspruch vielleicht ein wenig zurück bleibt, kann in der eiligen Tagesdiskussion unmöglich gewürdigt werden, denn es läßt sich nicht mediengerecht auf einige Kernsätze zurecht- und herabstutzen, um es auf einen Punkt zu bringen. Auf jenen Punkt am Ende, wo dem eiligen Leser seine Gute-Nacht-Geschichte, eine Reiselektüre oder ein paar Gedanken für unterwegs im Getriebe empfohlen werden sollen, wo er hören muß: » das sollst Du unbedingt lesen « oder » laß bloß die Finger davon «.

Grass ist besser als seine Kritik, wenn er auch kein Zauberer ist. Er schreibt nicht bloß eine künstlerisch gesteigerte und zugespitzte Gegenwartsanalyse, den Roman unserer Zeit, sondern drückt die Widersprüche und Hilflosigkeiten unserer Tage inhaltlich und formal aus. Indem er historisch-politische Außerlichkeiten immer wieder langatmig ausbreitet und verknüpft, weist er über sie hinaus. Geschichtliche Verstrickungen des Alltags und der Tagespolitik dienen ihm als Rohstoff, über den hinaus ein Zusammenhang gesucht wird, der sich als ein zersplittertes Mosaik erweist. Die Spannweiten seiner Texte spielen zwischen epischen Anklängen und politischem Kabarett, sie streifen an manchen Stellen sogar eher die Karikatur als den klassischen Roman. Ein geduldiger Leser, der Zeit hätte, sich Zeit nähme und über Zeiten verfügte, könnte in den Text eintauchen, um ihn heiter zu genießen. Er könnte sich von Rede zu Rede treiben lassen und würde belohnt. Fonty/Wuttke und Tallhover/Hoftaller würden Konturen gewinnen, der Leser würde die Beiden wiedererkennen - wenn auch selten auf der Straße - und fände Gefallen an ihren Gegensätzen und Lästerreden, am Spiel der Kräfte und Sentenzen, ihren witzig skurrilen Bezügen zu Vergangem und ihrem abenteuernden Blick in die Welt.

Aber Grassens verdichtete Bilder packen nicht unmittelbar, sie ziehen den Leser nicht in ihren Bann, weil sie überfrachtet sind. Der Leser will bald nicht mehr wissen, wie es weiter geht, sondern verliert die Lust und will gerade noch hören, ob und wie es zu Ende geht und überblättert ganze Passagen, die ihm nicht nur wegen ihrer Wiederholungen langweilig scheinen. Die Themen sind oft kleinlich an geschichtlichen Daten Fakten Hintergründen orientiert. - Kunst sollte nicht beweisen, sondern überzeugen. - Politisches steht penetrant im Vordergrund und verstellt beinahe den Ausblick. Die Dichtung kommt zu kurz, was am Ende unseres Jahrhunderts vielleicht angemessen ist. Grass malt seine Landschafts- und Menschenbilder mit beinahe kleinlicher Akribie, er entwirft seine

Personen pointilistisch, setzt sie aus Fragmenten, Reden, Zeugnisaussagen und Briefen zusammen. So ist es redlich und sachlich geboten, denn das Buch handelt von längst Vergangenenem. Der Autor rekonstruiert seine Figuren archivalisch, so kommt es dem als Ich-Erzähler hintergründig eingeführtem Archivar auch zu. Ein solches Ich bleibt im Hintergrund, verschwindet beinahe im Kollektiv des » Wir vom Archiv «. Wir, die Archivare denken und handeln kaum noch selbst, sie leben bereits jenseits der Zeit und sammeln, sichten und verwalten – um fiktive Objektivität bemüht – die Relikte von Gedanken und Handlungen Früherer. Deren Überbleibsel halten sie mit Sympathie aber verständnislos nebeneinander wie die Splitter eines zerbrochenen Mosaiks. Dieses archivalische Bemühen um kleinliche Detailtreue muß die Liebe zu seinem Thema, seinem Land, dessen Geschichte ja sein wesentliches Thema ist, ersetzen. Grass schreibt aus Enttäuschung und Wut, die unter seinem Witz, der gelassenen Humor imitieren soll, nur schwer verborgen bleibt. Und doch, diese Detailversessenheit deutet auch auf Liebe, woher sonst käme die Kraft zu so umfangreichem Text? zum immer wieder des Schreibens? Fehlt da der Blick in die Zukunft? Sind die Kräfte erschöpft und Vergangenes bannt den Blick des Alternden? Er will den häßlichen Hintergrund unserer Gegenwart nicht übergehen oder verschweigen. Aber seine Helden kommen weder aus dem KZ noch von der SS, sie sind weder eindeutige Opfer noch Täter der Geschichte, sondern Mitläufer und Mitwisser wie fast alle Menschen. Der handliche Gegensatz von Opfer/Täter erweist sich im allgemeinen als zu grob und unzulänglich, um verlebte Zeiten zu begreifen, in denen Geschichte gemeinsam erlitten und gestaltet wurde. Deshalb malt Grass keine einschlägigen Genres, beschreibt nicht die Szene am Bahnhof Zoo oder am Alex, Prostitution, Rauschgift usw. Nein, daß sind seine Themen nicht. Zwei gesetzte ältere Herren schlendern durch das Berlin einer geschichtsträchtigen Wendezeit und in ihrer Erinnerung wird alles wieder gegenwärtig. » Es ist so gut, als wär es nicht gewesen. Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre. « In unvollständigen Andeutungen und Reden werden Hinweise auf die Umstände gescheiterter Ehen, Reformen und Ideen vor dem Hintergrund einfältiger Geschäftemacherei und dumpfen Karrierismus, dem Banalen, erzählt; Fontansche Technik der Aussparung? Resümee: nicht Geist, sondern Macht regiert die Welt wie eh und je. Beinahe scheint es, als sollen archivalische Detailkenntnisse beweisen, daß Deutschland bloß ein gescheitertes Geschichtsmodell, ein immer wieder zum Scheitern verdammtes Experiment sei. Als ließe sich der häßlichen Vergangenheit nicht entkommen, die wieder aus der Versenkung auftaucht und den Ausweg versperrt aus dieser Geschichte, in der jeder von uns seine Rolle spielt, die Flucht verhindert aus diesem unkommoden Vaterland. Sollte diese Warnung das Vermächtnis unseres Dichterfürsten sein? Das wäre wenig. Obwohl es vielleicht nur allzuverständlich ist, nach den Erfahrungen unseres vergehenden Jahrhunderts. Das Werk erfüllt weder die Erwartungen, die allgemein an einen Gegenwartseroman gestellt werden, noch erreicht es, trotz großer Bögen und epischer Breite, die dichterische Hochform eines Epos, (was der Autor vielleicht auch gar nicht beabsichtigte). Das Buch hat fraglos seine Längen, es ist langweilig für den Leser, den die Figuren und ihre Vergangenheiten nicht so brennend interessieren wie den verbissenen plaudernden Erzähler selbst. Ohne Vorwissen, ohne umfassende Belesenheit, von alleine fesseln das Buch und seine Bilder den Leser nicht, denn Grass ist kein Zauberer.

Im » Zauberberg « – einem anderen, langen Buch aus Wendezeiten – erzählt Thomas Mann das Leben von Hans Castorp nicht um seinetwillen, sondern » um der Geschichte willen «, die ihm in » hohem

Grade erzählenswert scheint «. Diese Geschichte sei in » der Zeitform der tiefsten Vergangenheit vorzutragen «, denn sie läge so weit zurück, daß sie bereits » mit historischem Edelrost überzogen « sei. Diese Geschichte sei » viel älter als ihre Jahre «, den sie spiele » vorher «, so sehr vorher, daß sie im Nachhinein märchenhaft erscheint; sie spielt vor dem Ersten Weltkrieg. Der » Zauberberg « ist unter anderem auch der trauernde Abgesang auf ein Deutschland, das es so nicht mehr gab, so nie mehr geben sollte. Aber es keimt darin auch die Hoffnung auf einen Neubeginn, eine Zukunft, die im Nachhinein so bitterlich enttäuschte. Auch dieser Roman ist nicht leicht lesbar. Er hat zahlreiche Handlungsebenen, deren Vielfalt kaum auszuschöpfen ist, die ohne den entsprechenden Horizont einer Bildung, die im Nachhinein in Verruf geraten ist, nicht zugänglich sind. Thomas Manns Roman beschreibt die geistesgeschichtliche Entwicklung eines Denkens, das 1914 im Krieg endete. Dabei wird nur so nebenher am Rande ein ganz klein wenig politisiert, denn die Ursachen gehen der Tagespolitik voraus. Manns vopolitische Bilder entfalteten ihren Bann auch auf Leser, die seine politisch-biographischen Anspielungen nicht überblicken, denen nicht alle Schichten des Romans zugänglich sind.

Auch Grass schreibt von Vergangenenem, auch seinem Text gebührt die Zeitform der tiefsten Vergangenheit, woran der Archivar sich auch hält. Der Autor beherrscht seinen Stoff souverän, er kennt alle Einzelheiten aus dem Leben und Werk Theodor Fontanes, dessen Biographie aus zeitgeschichtlichem Anlaß durch zwei Jahrhunderte hindurchgeflochten, auf geschichtliche Ereignisse bezogen oder nach tagespolitischen Bedürfnissen modifiziert wird. Da werden Kenntnisse ausgebreitet, die ein Lese-Leben-lang erworben wurden, und nun einen gehörigen Ausdruck und einen verständigen Leser, der ebenfalls ein entsprechendes Leseleben hinter sich haben sollte, suchen. Durch die Masse des Stoffs ist ohne Belesenheit und Leselust, ohne Quellen und Aktenstudium nicht hindurchzufinden. – Beschreibt ein solches Werk nicht genau die geistige Situation unserer Tage, die Unübersichtlichkeit unserer Lebensverhältnisse, wird darin nicht unsere Hilflosigkeit vor unserer Geschichte deutlich, die wir zusehens vergessen und deren Bedeutung für uns verloren geht? Da werden verschiedene Stilformen und Redeweisen nebeneinander gestellt, längst Vergangenes wird aktuell aufbereitet, ohne daß Neues einfällt, als fehle die Kraft zur eigenen Erfindung, die Phantasie zur bisher unerhörten Geschichte. Versteckt sich hinter der Fülle von Material verzweifelt Epigonentum der Postmoderne – um ein schillerndes Modewort zu verwenden –, das verblichene Vorbildern nachtrauert ohne selbst Neues fertigzubringen, sondern nur Altes zeitgemäß aufpolliert und unvollkommen zusammensetzt? Ist das nicht symptomatisch und deshalb der angemessene literarische Ausdruck unserer Zeit? Uns fällt nichts Neues mehr ein. Wir suchen keine Antwort auf die Frage: » was die Welt im Innersten zusammenhält «, sondern befürchten, daß sie auseinanderbricht.

Grass bietet mehr als amüsanten und leicht konsumierbaren Lese- stoff. Eben deshalb stößt er an die Grenze des heute möglichen. Er schreibt nicht nur von einem Deutschland, das es nicht mehr gibt, sondern auch von einer deutschen Literatur – repräsentieren durch Theodor Fontane – die es nicht mehr gibt. Theodor Fontane oder Thomas Mann wiederholen sich nicht mehr; und kämen sie wieder, sie erschienen als belächelte Sachbearbeiter oder Aktenboten. Die Dichterfürsten sind unzeitgemäß geworden. Ihnen ist ein Publikum abhanden gekommen, das willens ist, auf sie zu hören und ihnen ohne Anmerkungsapparat zu folgen vermag. Das Spiel mit umfassenden Gedankengebilden ist aus der Mode und will nicht mehr gelingen.

» Ein weites Feld « ist ein Abgesang auf die deutsche Literatur. Grass macht es handgreiflich deutlich und drückt es vielfältig aus: eine Kunstform scheitert. Will ein Buch heute mehr als Unterhaltung sein, muß es scheitern. Das Buch als Kunstform ist nicht mehr zeitgemäß, die Beschäftigung mit ihm ist zu langatmig, denn sie erfordert lebenslange Leselust, deren Früchte sich - wenn überhaupt - erst am Ende zeigen. Dichter und Leser werden zu bedrohten Spezies am Rande einer Gesellschaft, die sich um ganz anderes kümmert, vielleicht kümmern muß. - Die Texte werden so schnell nicht verloren gehen, dafür sorgen Bibliotheken und Archive. Nur für die Dichter ist es traurig.

Doch zum guten Schluß gelingt dem Dichter endlich wie im Märchen der Ausbruch aus seiner Geschichte in des Deutschen südlich sonniges Traumland - nein, diesmal ist es nicht Italien, sondern die Cevennen, von denen schon Ludwig Tieck schrieb. Dort werden ihm noch einige heitere, von deutschen Tag- und Nachtgedanken ungetrübte Jahre beschieden sein. Er wird sogar wieder in die Pilze gehen können, wie so oft schon und immer wieder im » Butt «. Grass bleibt sich treu. Nach vielhundertseitigem Ringen mit historischem Ballast und aktuell wiederaufbereitetem Genörgel über die unvermeidliche Wiederkehr verpaßter Gelegenheiten zu politischen Großbereinigungen und gelungenen Endlösungen in der vertrackten deutschen Geschichte zeigt er uns wieder seine geläuterte Utopie. Dieses bescheidene Irgend-Nirgendwo ist schwer genug zu finden, es ist beinahe so fern wie ein Dichtertraum. Hand aufs Herz: wer fände noch jemanden, mit dem er in die Pilze gehen könnte, gar in französisch heitrem Tageslicht, in dessen Glanz ein jugendhübsches Mädchen endlich lächelt fort die deutschen Sagen. - Muß die Befreierin von jenseits des Rheins kommen, wo man eine andere Geschichte hinter sich hat? - wahrscheinlich. Fraglos muß die Befreiung weiblich sein, denn Ewig-Weibliches zieht uns bekanntlich hinan, so war es immer schon, so lehrt es auch der Dichturfürst. Fraglich bleibt weiterhin das Wohin? Müssen es die Pilze sein? Offen bleibt auch, ob solche Abkehr von Historisch-Politischem ein frustrierter Ausstieg oder eine heitere Zuwendung zu Wichtigerem bedeutet?

Aber der alte Fonty/Wuttke darf sich den totalen Ausstieg erlauben, hat er doch zwei Leben auf dem Rücken und im Kopf. Außerdem bleibt ihm hier nur noch wenig zu melden. Im Alptraum verliert er seine Zähne, es sind ohnehin schon seine Dritten, also falsche, damit gilt er endgültig als kastriert. Hier hat er nichts mehr zu beißen, seine Rolle als das Weltgeschehen deutender Geschichten-erzähler ist verspielt. Nicht nur bei der Treuhand, auch bei ihm zu Hause haben die Frauen - wie der » Butt « es prophezeite - die Zügel in die Hand genommen. Sie haben sich in die neue Zeit mit » hanseatischem Chic « hineingefunden, wissen ihre Chancen zu nutzen und werden die Zukunft - nach alltbekannten Mustern? - schon regeln. Auch dem einst furchterregenden Tallhover/Hoftaller geht es nicht besser. Für ein Weilchen noch darf er klassisch weibliche, dienend Funktionen erfüllen, die Kranken pflegen und die Küche besorgen, bevor auch er verschwindet. Unter den neuen Verhältnissen bekam der nachtragende Spitzel eine tiefgreifende Sinnkrise, auch er wurde überflüssig, und sucht sich nun, nachdem er Spanisch lernte, ein Land, wo man seiner Dienste weiterhin bedarf - vielleicht Cuba? Nun verfolgt der lästige Tagundnachtschatten den alten Wuttke nicht mehr. Der Greis ist seinen alten Kameraden los, der um jede Kleinigkeit seiner beiden Leben wußte und sie ihm, nachtragend wie er war, bei passenden und unpassenden Gelegenheiten vorhielt, der ihm auf den Fersen klebte, ihm im Nacken

saß und durch unbestechliches Erinnern seine Fluchtversuche vereitelte. Das unverbraucht Neue, die liebende Begleitung der jungen Französin half die alten Schatten zu überwinden. Dieses Neue führt nicht zu einer neuen Geschichte, sondern aus ihr hinaus, hinaus aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit, in Dichters Traumland. Der Antagonismus ist aufgehoben, die Geschichte und das Buch sind endlich zu Ende. Aber nicht hierzulande konnte der Greis ungestört bleiben. Erst in seinem südlichen Traumland entkommt er auch den wachsamen Augen der Archivare, und darf, nachdem er sich selbst gründlich los geworden ist, unbeschwert in die Pilze gehen, seine Akte muß geschlossen werden, er ist so gut wie tot. - Soll das eine Empfehlung sein?